

Nr. 159. Bromberg, den 13. Juli 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

(31. Fortsetzung.) ——

Mit ihr stand alles auf, was seiner Jugend Helle und Fröhlichkeit gegeben. Das alte Haus der Großeltern. Der riesige Garten mit den Urwaldbäumen, den hundert Rosen, den langen Erdbeerbeeten, er roch den Duft förmlich, den die süßen Beeren ausströmten, wenn die glühende Sommersonne sie kochte —, die Spiele durch alle Steige und alle Gebüsche, die Schaukel und das Reck, die ihm verbotenen und doch immer heimlich besuchten Geräte, da flog die Schaukel mit ihm und dem süßen, kleinen Mädchen. Er trieb sie hinauf, immer höher, immer höher, nun sanken sie wieder zurück, er spürte ihren zierlichen Körper sich gegen seine Brust neigen, ihre Locken flogen um sein Gesicht. Paul war vom wachen Traum in den des Schlummers geglitten.

Und der Wind wuchs sich zum Sturm aus. Die wilden Wogen der Nordsee kamen aus der Ferne des Ozeans, brachten seine Kraft und Wildheit mit sich, rannten über den weiten Plan zwischen der britischen Insel und dem festen Lande, begannen ihre Herbstspiele und fegten hohnlachend alles Menschenwerk wie winziges Spielzeug vor sich her.

Die „Queen" hatte ihre hundertste Reise hinter sich, sie war keine von den ganz jungen Damen, die diese Route fuhren, aber sie war stark und seetüchtig, hatte gute Mannschaft und einen alten Kapitän, einen richtigen Seebären, der einmal die ganze Welt umfahren, jeden ihrer Winkel kannte und diesen Nordseesturm nur als eine Mütze voll Wind ansah. Trotzdem ging er in der Nacht nicht von der Brücke.

Sie sollten mit dem anbrechenden Tage an Hoek von Holland vorüber in die Rheinmündung einlaufen, gegen zehn Uhr in Rotterdam anlegen, und die Passagiere, die sofort nach Deutschland weiter wollten, hofften den Mittagszug trotz Zoll und Gepäckbeförderung noch rechtzeitig zu erreichen. Wind und Strom versetzten das Schiff. Das Ruder gehorchte nur unvollkommen, immer wieder trieb die „Queen" trotz Dampfkraft und Steuer südlich ab. Als es acht Uhr war und die Reisenden schon ungeduldig zu werden begannen, sah man endlich die Einfahrt vor sich.

Eine haushohe Brandung stand an den Molen, die weit in die See hinausgingen. Die Wogen überrannten den breiten Steindamm, bäumten sich wütend empor, wenn er ihren Weg sperrte, geiferten auf, daß Schaumberge sprühten, und schwangen lange Schleier um ihre Köpfe.

Paul Heinecken stand wieder im Schutz der Brücke, wo er am Abend vorher gesessen hatte, und sah in das wilde Schauspiel. Der Rheinländer trat neben ihn. „Sehen Sie zwischen den Molen die Einfahrt? Wenn wir da richtig hineinkommen, haben wir viel Glück. Wette, es geht kein Lotse aus."

Da sahen sie drinnen im Strom in den tanzenden Wogen das Lotsenboot. Holland ließ sich nicht nachsagen, daß es seine Pflicht versäumte. Wie ein schwarzer Fisch hob es sich für Augenblicke aus all dem Wasserschwall, schon war es wieder in die Tiefe gesunken.

Aller Augen spannten sich, als könnten Blicke das helfende Boot heranziehen durch die brüllende Brandung, die die Einfahrt sperrte.

Und wieder und immer wieder stieg das Boot. Durch ein Fernrohr sah man die sechs Mann in ihm, die die Ruder taktmäßig senkten und hoben, aber wieder und immer wieder, so oft es sich der Schaumlinie der Ausfahrt näherte, wurde es von anbrechenden Wogenmassen zurückgeworfen.

Die „Queen" lag ruckend und stampfend, hin und her geschleudert quer zur Einfahrt, mühsam das Herangeworfenwerden vermeidend. Einmal und noch einmal wendete sie und ging gegen die kochende See, sich rückwärts den Weg bahnend, um Zeit zu gewinnen, bis der Lotse heransein würde. Hoffnungsloses Beginnen.

Vom Lande aus sahen sie, wie der Dampfer stieg und tauchte, wie er sich vergebens mühte, dem pressenden Sturm und Strom Widerstand zu leisten. Jetzt wandte das Lotsenboot, ein Dampfer versuchte, hinaus zu gelangen.

„Sie wollen uns einschleppen", sagte der Rheinländer.

Seine Tochter, dicht an seinen Arm gedrängt, spähte scharf zum nahenden Schiff. „Kommen sie heraus aus dem Strom, Pa?"

„Wir wollen es hoffen."

Sie warteten. Der Lotsendampfer war jetzt hart an der anjagenden Brandung, da faßte ihn eine Woge, warf ihn quer, preßte ihn rückwärts, am Lande und auf dem englischen Dampfer schrien die Menschen laut auf im Schreck, es sah aus, als müsse das Schiff kentern, da wandte es sich und gewann den Strom zurück.

Dreimal erneuerte es sein Beginnen, dreimal schleuderte die See es wieder hinein in den Strom.

Und wie die Minuten und die Viertelstunden gingen, trieb die „Queen" unaufhaltsam der Molenspitze entgegen.

Die Reisenden waren jetzt alle an Deck, standen mit weißen Gesichtern, klammerten sich an Bänke und Galerien faßten, einer stützesuchend, den Arm des andern, sahen näher und näher die grausige Brandung an dem aufgemauerten Felsendamm, und schon kamen die ersten Brecher von vorn und warfen ihren Schaum weithin über das Deck, das längst von den rücklings anrennenden Wogen überströmt wurde.

Neben sich hörte Paul Heinecken die Stimme des blonden Mädchens: „Pa, gehen wir unter?"

„O bewahre. Wer geht angesichts des Hafens unter?"

Und wie er es sagte, krachte es unter dem Kiel, das Schiff bäumte sich, stieg wie ein Pferd, das sich überschlägt, warf sich noch einmal nach vorn, stieg zum zweitenmal, Fluten brachen von allen Seiten über das Deck, Menschen schrien in Todesangst wie Tiere, es dröhnte und krachte von berstenden Planken, das Brüllen der See wurde zum Donner, dann stand das Schiff. Die Spitze ragte hoch empor aus der Flut, das Hinterdeck wurde überrannt von den to-

fenden Wassern. Die dort gestanden, waren hinweggefegt in die Tiefe.

Paul sah einen Mann vorbeitreiben, der noch verzweifelt mit den Armen über sich griff, als suche er nach einem rettenden Tau, nach einem sicheren Halt — schon sank er unter die Flut.

Instinktiv hatte er selber im ersten Stoß nach dem Geländer der Brückentreppe gegriffen, und wie er eine Hand an seinem Arm spürte, faßte er diese Hand und hielt sie und zerrte sie heran an das Gitter, und preßte sich und das, was neben ihm Schutz suchte, fest gegen das Holz.

Schaum flog ihm in die Augen und machte ihn minutenlang blind. Die Wellen heulten ihm in die Ohren und machten ihn taub, nichts war für die nächsten Augenblicke in seinem Bewußtsein als ein krampfhaftes Bemühen, fest zu halten, nicht abzugleiten, irgendeine Sicherheit zu gewinnen.

Langsam ordneten sich seine Gedanken.

Vor ihm ragte das Deck auf wie eine Wand. Menschen saßen dort oben, hatten alle irgend einen Halt, an dem sie sich sicherten, Tauwerk Holz, Eisen, und wenn es nur die eisernen Schrauben der Deckbretter waren, auf denen sie lagen. Und neben ihm waren auch Menschen. Und irgend etwas Lebendes war ganz dicht an ihm, an seiner Brust, förmlich von ihm angenagelt an die Treppe. Er blinzelte mit den Augen, bis er klare Sicht bekam — die kleine Rheinländerin. Ihre Hand hatte er gefaßt und herangeholt.

Aber das Mädchen sah ihn nicht an, es sah seitlich zum Vater, der es von der anderen Seite schützte und stützte.

„Pa, o Gott, Pa!"

„Wir sind aufgerannt, Trix. Auf den Molenkopf, oder richtiger wohl auf die Felsen, die vor ihm in der See liegen." Er schrie es in ihr Ohr, denn das Höllenkonzert ringsum übertönte alle menschlichen Stimmen.

„Und nun ertrinken wir?"

„Nein, nein. Wir sitzen fest, aber sie holen uns herunter. Nur Geduld müssen wir haben."

Sie sah sich nach Paul um. Der Vater, natürlich, der tröstete, aber der andere, der fremde Herr, was sagte der? Der sah ihr gerade in die Augen und sagte in seiner langsamen Weise, ja, er schien trotz aller Not noch um einen Grad bedächtiger: „Natürlich holen sie uns. Sehen Sie hinüber, da geben sie Signale."

Sie hatte kein Verständnis für die Signale. Was bedeutete ihr das Wimpel, das dort stieg und fiel, der schwarze Ball, der an einer Rahe hin und her glitt? Schiffersprache, nur den Eingeweihten verständlich. Aber was sie verstand, das war das Toben der See, das Knirschen in den Brettern unter ihren Füßen, das langsame Hinübersinken des Schiffes nach der rechten Seite.

„Wir müssen höher hinauf", sagte ihr Vater.

Wie steil das Deck emporstieg. Wer klomm da in die Höhe?

Hatte man von droben endlich erkannt, daß es Pflicht sei, die Tieferstehenden heraufzuholen, ehe die wilden Brecher sie niederzogen? Matrosen klommen, an Taue gebunden, nieder, warfen erst dem Mädchen, dann den zwei Männern Schlingen um den Leib, zogen die unter den Armen zusammen, verknoteten sie, und nun, von droben gezogen, von unten geschoben, ging es aufwärts. Viel war nicht gewonnen. Auf dem schrägstehenden Raum war schlechtes Verweilen. Alles was an Seilen und Strickwerk von den Seeleuten zu erreichen war, mußte heran, die Schiffbrüchigen zu sichern. Dicht zusammengedrängt, schauernd vor Nässe in dem jagenden Sturm, übergossen von der Flut, hungrig, Todesangst im Herzen, hingen sie, mehr als sie saßen, dort über der Flut, und jeder fragte sich: Hält das Schiff so lange aus, bis sie uns holen? Kommen sie heraus aus dem Strom? Kommen sie bis zu uns heran?

Sie sahen einen zweiten Dampfer, größer als den ersten, der sich verzweifelt mühte, die Ausfahrt zu gewinnen, sich an die Mole so weit heranzudrängen, daß ein Verbindungstau geworfen werden konnte; sie sahen, wie er von den wütenden Wellen an die Steine geschleudert wurde, lange, ehe er heran war, nun wandte er. Schwer stampfend und nach Backbord überhängend wie ein Verwundeter, schleppte er sich zurück.

Und die Minuten gingen und die Stunden, und der ganze lange furchtbare Tag.

*

Adelheid hatte, nachdem sie das alte Landhaus verlassen, ihr neues Heim an der Ecke des Glockengießerwalls und der Ferdinandstraße gefunden. Da sah sie hinüber zur Alster, sah zur Kunsthalle mit den frischen Anpflanzungen, sah unten um die Straßenecke das starke Leben rennen und jagen, war mitten in der Stadt und hatte doch Weite und Helle und eine Aussicht in die Ferne.

Als einziges Mädchen hatte sie Hanna, den kleinen Herumtreiber, mit sich genommen, denn sie mußte auch zu sparen beginnen. Das Geld hatte nicht mehr den Wert wie vor dreißig Jahren, und nun, wo sie erhöhte Miete zahlte, und alles teurer wurde und immer teurer, kam es ihr zum Bewußtsein, daß die Zeiten gewesen waren, wo sie eine reiche Frau war. Nur eine bescheidene Wohlhabenheit war geblieben.

Ja, wenn Hamburg nicht Hamburg gewesen wäre. Wo so viele Dinge einfach absolut notwendig sind. Wo es so selbstverständlich war, daß ein Name wie der ihre immer dabei sein mußte, wenn gesammelt wurde, wo tausend kleine Dingen zusammengenommen so viel bedeuteten. Das große Weihnachten für die Dienstboten, für die Kinder in der Warteschule, für alle, die irgendwie im Laufe des Jahres im Hause etwas zu tun gehabt. Und die Geschenke in der Familie, zu Geburten, zu Konfirmationen, zu Hochzeiten, der regelmäßigen Gaben gar nicht zu gedenken. Lieber selber sich versagen, was sich versagen ließ, als sich unnobel zeigen gegen andere. Das saß ihr im Blut. Das war eben Hamburger Art.

Es war doch wohl gut, daß Paul das Haus verkauft hatte. Sie hätte es nicht lange mehr erhalten können. — Nur — hinausgehen tat sie nicht gerne mehr. — Es war Herbsttag und Hamburger Wetter. Der Regen schmierte, die Straßen patschten, alle Menschen liefen mit Regenschirmen.

Adelheid saß an ihrem Nähtisch am Eckfenster. Unten hielt eben die Straßenbahn an. Niemand Bekanntes, der ausstieg. Und doch klingelte wenige Augenblicke später die Etagenglocke, und Hanna, sehr sauber im rosa Kattunkleid und weißen Häubchen, kam und meldete die junge Frau Heinecken.

„Minna, bei dem Wetter! Und wie du naß bist. Kamst du denn eben mit der Bahn? Ich sah dich doch nicht aussteigen."

„Ich bin gegangen. Ja, warum denn nicht? Sie haben den Fahrpreis jetzt wieder um fünf Pfennig erhöht. Alles steigt. Und ich habe doch den guten Regenmantel von dir bekommen, und den Lodenhut. Ich ging sehr gerne."

„Na ja, wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen. Von Hamm hierher! Was gibt es denn Neues?"

„Ja, ich wollte dir doch sagen, heute morgen ist ein Brief von Paul gekommen, den hat er am Tage seiner Abreise geschrieben. Er fährt über Rotterdam mit einem englischen Dampfer." Sie zog den Brief aus der Tasche.

„‚Queen Victoria', richtig. Er will noch drei Tage in Rotterdam bleiben, aber ich denke, so am Mittwoch ist er hier. Heute ist Freitag, ja, Mittwoch gewiß, vielleicht schon Dienstag. Denk' mal, nun sind es fast fünf Jahre, seit er fortging. Ich freue mich so unbeschreiblich." Wirklich war ihr Gesicht von einer leichten Röte gefärbt, ein Zeichen seltener Erregung bei ihr.

„Wenn er nur nicht gleich mit dem Vater wieder von seinen Zukunftsplänen anfängt. Paul wird jedesmal ganz heftig, wenn er davon schreibt. Er will doch, daß er einmal sein Nachfolger werden soll. Und immer hat er diese Idee von „sich selbst ein Geschäft gründen". Das kann doch nie gehen."

„So? Warum kann denn das nicht gehen?"

„Aber Adelheid! Woher will er denn das Kapital nehmen? Sein Vater kann es ihm doch nicht geben."

„Ich glaube, sein Vater könnte es ihm gut geben, er will nur nicht. Na, lassen wir das. Sage mal, geht ihr heute abend ins Stadttheater?"

„Ja, wir müssen doch. Obgleich es bei diesem Wetter ein Entschluß ist. Ich will jetzt hin und die Billetts holen. Und dann nach der Sechslingpforte, da gibt es Freitags immer die frischen Bücklinge. Draußen in Hamm muß ich

das Pfund mit zehn Pfennigen mehr bezahlen." Sie hustete ein paarmal kurz und hart.

„Minna, deine ganze Sparerei ist ohne Sinn und Verstand. Du rennst dir an deiner Gesundheit ab, was du an deinem Portemonnaie ersparst. Jetzt bleibst du hier bei mir sitzen. Ich werde dir eine Tasse heißen Tee machen, und Hanna geht inzwischen zum Theater und zum Bücklingsmann. Die hat jüngere Beine."

„Willst du der denn so viel Geld mitgeben? Wir möchten drei Billetts haben, und du —"

„Ich gehe nicht. Ich werde ja in der nächsten Woche noch öfter den Genuß haben, meinen Herrn Neven auf den Brettern zu sehen. Kean ist kein Schauspiel, das mich lockt. Einmal ganz nett, aber häufiger —" Sie schellte.

„Hanna, Kind, du mußt zum Theater —" Und als das junge Ding gegangen: „Warum soll ich ihr übrigens das Geld nicht anvertrauen? Die verliert so leicht nichts."

„Man kann doch nicht wissen. So eine, die solche Vergangenheit hat —"

„Sie hat glücklicherweise noch keine, und daß sie auch keine bekommt, dafür werde ich sorgen." Dabei erinnerte sie sich an den Blick, mit dem ihr Neffe Fritz das niedliche Ding am Tage vorher betrachtet hatte. Ja, sie würde die Augen offen halten. Jedenfalls kam Hanna auch nicht in das Theater, so lange der jugendliche Liebhaber des Göttinger Theaters sein Gastspiel in Hamburg absolvierte. Rampenlicht hat eine verführende Wirkung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fuß als Sonnenschirm.

Fabelwesen in alten Reiseberichten. — Die Mundlosen leben vom Geruch. — Die Augen in der Schulter.

Von Hans Ernst Gehrke.

Noch immer lockt auf Jahrmärkten und sonstigen Schaustellungen die „Dame ohne Unterleib" oder „Lionel der Löwenmensch" die Scharen der Neugierigen an, als schlagender Beweis dafür, wie tief doch das Interesse an wunderbaren, vom Herkömmlichen abweichenden Erscheinungen selbst in unserem aufgeklärten zwanzigsten Jahrhundert in weiten Volkskreisen wurzelt. Diese Vorliebe ist uralt, und von jeher hat man ihr Rechnung getragen. Vor allem im Altertum wußten aus fernen Ländern zurückkehrende, mit einer reichen Phantasie begabte Reisende ihre Berichte durch Erzählungen von allerlei Fabelwesen interessant zu gestalten; sie fanden nicht nur bei der urteilslosen Menge, sondern auch bei den Gebildeten Glauben, und es ist geradezu erstaunlich, was Männer wie Aristoteles, Plinius und andere ihren Zeitgenossen haben bieten können. Eine kleine Blütenlese daraus dürfte auch heute noch interessieren.

So berichtet Aristoteles allen Ernstes, daß am Himalaya Menschen lebten, deren Füße nach rückwärts gerichtet seien; ein anderer fügt, diese Nachricht bestätigend, noch hinzu, daß diese Füße mit je acht Zehen versehen seien. In Afrika wohnten — immer nach den auf unsere Zeit gekommenen Mitteilungen alter Gewährsmänner — menschliche Wesen mit Hundeköpfen, die auch wie Hunde bellten. Der schwarze Erdteil, damals gewöhnlich Aethiopien genannt, barg überhaupt den größten Teil aller fabelhaften Geschöpfe. Da lebten Menschen, die in jeder Augenhöhle zwei Augäpfel besaßen, und andere, die ihre Augen in den Schultern tragen mußten, weil die Ärmsten ohne Kopf herumliefen. Noch wieder andere verfügten nur über ein einziges Bein, auf dem sie sich, wie Känguruhs hüpfend, mit großer Schnelligkeit fortzubewegen wußten. Dies wurde ihnen durch die Größe des Fußes ermöglicht, die zudem den weiteren Vorteil bot, daß der Einfüßler, wollte er sich von einer derartigen Hüpfpartie erholen, sich nur auf den Rücken zu legen brauchte, um im Schatten seines Fußes vor den Strahlen der sengenden Sonne vollkommen geschützt zu sein.

In Indien gab es einen Nomadenstamm, dessen Angehörige der Nase entbehrten und deren Füße schlangenartig geringelt waren. Im Gegensatz dazu stand ein anderes, gleichfalls asiatisches Volk, dessen Riechwerkzeuge so entwickelt waren, daß es allein vom Geruch, den Wurzeln und Früchte ausströmten, lebte. Daß es unter diesen Umständen keinen Mund brauchte, liegt auf der Hand. In Afrika wieder war ein Zwergvolk zu Hause, das auf Bäumen lebte und sich regelrechte Nester aus Federn, Eierschalen und ähnlichen Baustoffen anlegte. Auch gab es Menschen, die 150 bis 200 Jahre alt wurden und in der Jugend weiß, im Alter aber schwarz wie die Mohren waren. Recht seltsam müssen auch die Bewohner gewisser Gebiete Innerafrikas ausgesehen haben: Sie besaßen so große Ohren, daß sie den ganzen Kopf damit bedecken konnten.

Das ist nur eine kleine Auswahl aus der Fülle seltsamer Gestalten, die uns vor allem Plinius mit großem Aufwand an Gelehrsamkeit und unter Benennung zahlreicher angesehener Gewährsleute vor Augen führt. Dieser Schriftsteller galt als Autorität bis tief ins Mittelalter hinein, so daß es nicht wunder nehmen kann, wenn sich der Glaube an die Fabelwesen ungewöhnlich lange erhielt. Ja, es kamen noch neue hinzu. Man trat in das Zeitalter der großen Reisen ein, kam in nicht immer freundschaftliche Berührung mit bisher unbekannten wilden Völkerschaften und wußte demgemäß oft schauerliche Dinge zu erzählen. Vor allem die Menschenfresser spielten in den Reiseberichten der damaligen Zeit eine große Rolle. Es gab ihrer drei streng geschiedene Arten: solche mit Riesenohren, andere mit Pferdefüßen und endlich noch ein Kannibalenvolk, das, weil es keine Zunge besaß, nicht sprechen, sondern sich nur durch Zeichen und Gebärden verständigen konnte.

Die Meldungen aus dem Altertum von den Menschen mit den großen, als Sonnenschirm dienenden Füßen hatten es den mittelalterlichen Reisenden offenbar angetan. Man wollte nicht zurückstehen und wußte daher von einem anderen Volke zu berichten, das zwar nicht die Füße, dafür aber die Unterlippe als Schattenspender benutzte. Überhaupt lassen sich zahlreiche mittelalterliche Nachrichten von angeblich neu entdeckten seltsamen Völkerschaften unschwer auf das Altertum zurückführen. So die Menschen mit einem so kleinen Munde, daß sie nur durch einen Strohhalm trinken konnten, die dazu noch weder Ohren noch Nasen hatten; oder jene anderen, deren Frauen nur ein einziges Kind zur Welt brachten, das unmittelbar nach der Geburt grau und runzelig wird. In zahlreichen Fällen hatte auch wohl das Zusammentreffen mit menschenähnlichen Affen Veranlassung zu den Wunderberichten gegeben, so die Meldung von den am ganzen Körper behaarten Völkern, die der phönizische Seefahrer Hanno bereits fünf Jahrhunderte vor Christus auf einer Insel an der westafrikanischen Küste gesehen haben wollte und die ohne Zweifel Gorillas waren. Diese großen Menschenaffen dürften auch die Urbilder der Satyrn und Faune der griechischen Sage gewesen sein.

Das Interesse für derartige Fabelwesen war übrigens keineswegs auf die Alte Welt beschränkt. Noch heute z. B. fabrizieren die Japaner aus dem Kadaver eines Affen, dem Schwanz und den Schuppen eines großen Fisches eine Art „Meerjungfrauen", die in Glaskisten schwimmend der staunenden Menge gezeigt werden. Allerdings darf diese nicht zu nahe an den Kasten herantreten, wenn sie den Schwindel nicht entdecken soll.

Chinoiserie.

Skizze von Gottfried Buchol.

Tong war ein treuer Diener der Dynastie Ming. Er war die rechte Hand des Statthalters Wang und der oberste Beamte des Finanzamtes in Sung. Er fertigte Tabellen an, die über und über mit Zahlen bedeckt waren und drei Ellen und mehr maßen.

Tong übergab diese Tabellen Wang. Der schickte sie an den Kaiser. Dieser prüfte sie, strich seinen Bart und kaufte weiße indische Elefanten für die Kaiserin. Der Kaiser schickte Wang einen Orden zurück und ernannte ihn zu seinem Minister. Wang trug den Orden würdevoll durch die Straßen Sungs, und die Frauen wimmelten um ihn wie die Bienen um einen Honigtopf . . .

Allein Tong war Junggeselle. Er arbeitete von früh bis in die späte Nacht hinein: schätzte, wieviel der Kaufmann Te-Te bei dem Verkaufe seines Teeladens erzielt habe; überprüfte das jährliche Einkommen des Besitzers der „Lockenden Flöte", eines gut besuchten Nachtlokales.

wieviel dieser in seiner Gewinnaufstellung dem Staate gegenüber angab. Und wieviel er nicht angab.

Tong rechnete und rechnete, daß er alles darüber vergaß. Selbst die Frauen. Kein Weib entließ ihn am Morgen, wenn er sich aufmachte, des Kaisers Tabellen aufzustellen. Keine Kinderstimme klang ihm froh entgegen, wenn er in sein Haus heimkehrte . . .

Als Tong einmal zu früher Stunde auf der Straße ging und den Platz überquerte, auf dem sich die Buden der Händler und Trödler befanden, sagte eine Stimme zu ihm: „Guten Tag, Tong!"

Obwohl sich Tong sofort umwandte, gewahrte er niemand. Merkwürdig! dachte Tong erschrocken. — — —

Bei seiner Arbeit fiel ihm plötzlich ein, daß er doch ein recht armseliger Tropf sei. Immer so allein. Er spürte Verlangen, den Wohllaut einer menschlichen Stimme zu hören. Eine Stimme, die zu ihm sagte: „Wie geht es dir, Tong?", die mit diesen Worten ungeheuer mehr sagte, weil man mehr fühlte . . .

Tong legte den Tuschpinsel beiseite.

Er überlegte sich, daß es wunderschön sein müßte, dazu eine süße kleine Stimme zu hören, die vielleicht plapperte: „Gu—ten T—ag, T—ong!"

Tong nahm den Tuschpinsel wieder auf und pinselte verträumt weiter. Und es geschah, daß er das erste Mal in seinem Leben einen Fehler in den Tabellen übersah. Aber diesen offenkundlichen Irrtum würde sicher erst der Kaiser entdecken. Wang würde den Fehler bestimmt nicht finden, denn er hatte keine Zeit, Fehler zu suchen; er mußte ja die amüsanten (und zahlreichen) Teehäuser aufsuchen, um des Kaisers Einnahmen vergrößern zu helfen . .

Als Tong wieder den großen Platz überquerte und sich anschickte, in seine Straße einzubiegen, sagte dieselbe Stimme zu ihm: „Guten Tag, Tong!"

Tong erblaßte. Niemand stand hinter ihm. Die einzigen Lebewesen in der Umgebung waren ein Vogelhändler, der sich gelangweilt in seiner Bude dehnte, und dessen exotisches Getier, das sich auf Stangen und Stäben vergnügt schaukelte.

Tong schleppte sich nach Hause.

Er wurde vor Aufregung krank. Tage, Wochen vergingen. Tongs Lebensschifflein wogte auf und nieder. Seine Wangen fielen ein, vom Odem des Gevatters Tod angeblasen.

Da kam Wang, ihn zu besuchen. Tong fieberte heftig. Er bat Wang, doch das Fenster des Zimmers zu öffnen: Wind solle um seine Stirn streichen.

Wang tat ihm den Gefallen, war sehr aufgeräumt, meinte, Tong solle sich eine Frau nehmen. Dann würde es um vieles besser. Er ging bald wieder weg, denn seine Freundin Li-Lo erwartete ihn.

Tong war wieder allein. Er schlief ein wenig ein und hatte sogar in dieser Zeit einen schönen, beruhigenden Traum.

Bald jedoch erwachte Tong wieder. Waren schmale Finger über sein Gesicht geglitten? Zärtliche Finger?

Sieh da! Ein Vogel! An seinem Bettrand saß das Tier. „Guten Abend, Tong!" Ungemein liebenswürdig klang das. Tong rieb verwundert die Augen.

Tatsächlich! Es war ein sprechender Papagei, der da vor ihm seine schönen, glänzenden Federn spreizte. Durch das geöffnete Fenster kam er herein. Matrosen, die lange auf dem Meere fuhren, hatten das Tier sprechen gelehrt und an ihre Gewohnheiten gewöhnt. An der linken Kralle befand sich ein Stück von der Kette, die den Papagei bei dem Vogelhändler an einer Stange gefangen gehalten. Er hatte sich losgerissen und war davon geeilt . . .

Tong lächelte und winkte das Tier heran. Er war glücklich, ein Wesen bei sich zu haben. Er wollte die Hand heben, um das funkelnde Gefieder des Vogels zu berühren, aber die Kraft dazu wohnte nicht mehr in ihm.

Tong fiel in seine Kissen zurück. Er war unsagbar müde. Ein Lächeln, auf einmal versteinert, lag auf seinem Gesicht.

Der Vogel drehte sein Köpfchen zur Seite und sagte (das sagte er immer, wenn die Matrosen, vom Tagwerk ermüdet, die Augen schlossen): „Gute Nacht, Tong!"

Es klang so zärtlich . . .



Bunte Chronik



* **Die Moscheen von Stambul.** Auf die Anfrage einer großen amerikanischen Reisegesellschaft teilte die Handelskammer von Stambul mit, daß die Stadt am Bosporus 542 Moscheen mit 574 Minaretts zählt. Die meisten Moscheen besitzen ein Minarett. Nur die altehrwürdige Moschee des Sultans Ahmed hat sechs Minaretts. Diese Moschee wurde vom Sultan Ahmed im Jahre 1609 errichtet, um durch ihren Glanz die Schönheit der Sophien-Kathedrale verblassen zu lassen. Nachdem die Ahmed-Moschee erbaut wurde, beklagte sich die mohammedanische Geistlichkeit, daß die neue Moschee mit ihren 6 Minaretts an das größte Heiligtum des Islams, den Kaaba-Tempel in Mekka, heranreiche. Keine Moschee auf Erden sollte aber, nach Meinung der Gläubigen, der Kaaba gleich sein. Darauf befahl der Sultan, an dem Kaaba-Tempel in Mekka ein siebentes Minarett zu errichten.

* **Fliegen als Feinde des Tonfilms.** Trotz aller Mittel, welche gegen die Fliegen in den amerikanischen Tonfilmtheatern verwendet werden, umgehen sie immer wieder das strenge Tonfilmreglement und machen sehr oft durch ihr Summen die schönsten Erfolge der tönenden oder singenden Kinokunst zunichte. Das Summen der Fliegen wird von den feinhörigen Tonaufnahmeapparaten genau so wiedergegeben, wie das prächtigste „C" des Heldentenors. Viele Stunden angestrengter Arbeit gehen dadurch verloren. So z. B. begann jüngst eine schlaue Fliege ein Duett mit dem berühmten Sänger Gigli während der Tonfilmaufnahme des „Bajazzo". Die zahlreichen Aufnahmen mußten noch einmal gedreht werden. Zum Kampfe gegen die kleinen Feinde des Tonfilms wurden besondere Aufpasser engagiert, die mit Spritzen ausgerüstet sind. Wenn das verräterische Summen vernehmbar ist, tritt auf Kommando des Tonmixers eine Pause in der Aufnahme ein, und die Fliegenjäger stürzen sich mit ihren fliegentötenden Spritzen auf die Ruhestörer.

* **Ein menschliches Chamäleon.** In einem der größten Krankenhäuser Londons liegt zur Zeit ein holländischer Matrose, der als Phänomen von den Ärzten bewundert wird. Der Mann wechselt zweimal am Tage seine Gesichtsfarbe. Zu einer bestimmten Zeit verdunkelt sich seine Gesichtshaut, wird allmählich dunkelbraun und zuletzt schwarz wie die Haut eines Negers. Die Negerfarbe hält sich einige Stunden, wonach die Haut anfängt heller zu werden. Dann nimmt die Haut des sonderbaren Menschen den Teint eines jungen Mädchens an. Die Ärzte stehen vor einem Rätsel. Die medizinische Wissenschaft kennt allerdings einen Präzedenzfall aus dem Jahre 1913. Damals wurde in einer Londoner Klinik ein Mann eingeliefert, der mehrere Jahre in Transvaal gelebt hat. Auch seine Haut besaß die sonderbare Eigenschaft, mehrere Male täglich ihre Farbe zu wechseln.

Lustige Rundschau



* **Immer akkurat.** Bekanntlich haben wir in Sachsen Bockau und Pockau. Irgendwo in Süddeutschland traf ich eine Landsmännin aus der engeren Heimat. — „Ich bin aus Boggau!" erzählte sie mir, erfreut über das Zusammentreffen. — „Ach, da kennen Sie gewiß auch Aue und Schwarzenberg?" — „Nee, aus dem Boggau bin ich nich; ich bin aus dem Boggau mit B. wie Baul!"

* **Aussprache.** Humm trifft Hemm. Sie schütteln sich die Hand. Gehen gemeinsam weiter. Nach fünf Minuten fragt Humm: „Wie gehts?" — „Na ja." — „Und das Geschäft?" — „Na ja." — „Deiner Frau?" — „Na ja." — „Deinen Kindern?" — „Na ja." — „Und jetzt auf Wiedersehen!" — „Auf Wiedersehen!" schüttelt ihm Hemm die Hand. „Hoffentlich treffen wir uns bald wieder. Es tut ordentlich wohl, daß man sich wieder einmal so richtig aussprechen konnte."

Jo Hanns Rösler.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.